

Nach Afrika wollte ich schon seit ich ein kleiner Knirps war- Schuld daran ist bestimmt meine Oma, die mir oft Dias ihrer Zeit in Kenia gezeigt hatte. Von da an war ich fasziniert von der unendlichen Weite dieses Kontinents. Afrika das war für mich Freiheit und ungezähmte Natur, atemberaubende Sonnenuntergänge und Abenteuer.

Dass es dann Malawi wurde, war eher Zufall. Die Projektbeschreibung war spannend und ich hatte noch nie von Malawi gehört. Und da Afrika für mich ja für Abenteuer stand, fand ich es ganz gut, mal die eigene Komfortzone zu überschreiten und mich komplett ins Unbekannte zu stürzen. Mich vor der Reise eingelese habe ich nicht, aber Worte hätten mich auch nicht darauf vorbereiten können, was mich am Ende erwartet hat.

Wenn ich heute an Malawi denke, dann sehe ich die rot glühende Sonne hinter den Bergen untergehen. Ich sehe ein Sternenmeer, über der Veranda, auf der ich nachts so oft saß. Der Anblick war so unglaublich weit, klar und leuchtend, dass man plötzlich ganz da war, im hier und jetzt. Malawi ist für mich ein Gegensatz, der gleichzeitig in sich selbst unfassbar stimmig ist. Tagsüber pulsiert alles voller Leben und sobald sich die Dunkelheit über das Gelände senkt breitet sich eine Ruhe aus, die man fast körperlich wahrnimmt. Wahrscheinlich, weil der Strom so oft ausfällt und nur das Sternenlicht die Nacht durchbricht. Kein Licht, kein Lärm. Zeit bekommt eine andere Bedeutung.

Und auch das Leben an sich folgt einem anderen Takt.

Das Krankenhaus ist in unterschiedliche Departments unterteilt, sodass für jedes Interesse etwas dabei ist. Das Schöne ist, dass man die Möglichkeit hat zu rotieren oder aber man schnuppert hier und da überall mal mit hinein. Am Ende war ich deshalb überall gleichzeitig ein bisschen, je nachdem, wo es gerade etwas Spannendes zu sehen oder zu tun gab. Die clinicians (Ärzte gibt es vor Ort nicht, dafür Mediziner mit einer dreijährigen Ausbildung) sind größtenteils alle sehr bemüht einem ihr Wissen zu vermitteln, sodass man irgendwann die Qual der Wahl hat, wo man bei der Visite mitgehen möchte.

Gleichzeitig wird man niemals überfordert. Man ist nicht alleine, kann immer nachfragen und auch mal selbst etwas machen, wenn man sich sicher fühlt.

Ein fremder Kontinent, ganz andere Sicht- und Lebensweisen, Armut, Stromausfall. All das war schon aufregend und hat die Zeit zu etwas nicht alltäglichem gemacht. Aber wirklich besonders wurde der Monat durch die Menschen, die einem überall begegnet sind. Denn bald war man bekannt wie ein bunter Hund (nunja, man fällt einfach unfreiwillig auf, wenn man so kalkweiß ist) und wurde ständig strahlend begrüßt. Manchmal bin ich einfach so bei Lazarus, dem Finanzmanager des Krankenhauses, vorbeigegangen, nur um von diesem Lächeln angesteckt zu werden.

Ich hätte nie gedacht, dass ich ich so schnell in so einer anderen Kultur heimisch fühlen würde. Vielleicht ist heimisch auch das falsche Wort. Natürlich kam ich mir noch fremd vor, vor allem weil man die Sprache nicht konnte, sondern nur ein paar Floskeln, aber ich kam mir immer wie ein gern gesehener Gast vor und die Wärme der Leute hat mich angesteckt und selbst jetzt, wenn ich nun an Malawi zurückdenke, wird mir wieder warm ums Herz. Man fühlt sich schnell zuhause dort, auf eine ganz bestimmte Art und Weise, die ich schlecht in Worte fassen kann.

Aber wenn man geht, wird man einen Teil von sich vielleicht immer dort lassen- in diesem Tal am Rand der Berge, die das Krankenhaus überwachen, in der Hitze und der Herzlichkeit der Leute. Manchmal sehne ich mich zurück nach den Tagen dort. Es war alles viel beschwerlicher- von A nach B zu kommen zum Beispiel, stundenlang kein fließendes Wasser und keinen Strom, keine Hände waschen wann man möchte, nur kalt duschen und sich am Morgen überraschen lassen, ob das Handy aufgeladen wurde, oder nicht, aber gleichzeitig war es auch alles leichter. Abends sitzt man bei Kerzenschein zusammen und quatscht, löst Rätsel, erzählt sich etwas, statt auf dem Handy rumzuspielen. Und man freut sich über die kleinsten Dinge- wenn es wieder mal Baked Beans zum Abendessen gibt oder man die Sterne besonders hell am Himmel funkeln sieht. Die Probleme unseres Alltags wirken dort ganz weit weg und alle irgendwie klein und lösbar.

Der Tagesablauf war jeden Tag ähnlich- um acht Uhr (offiziell halb acht, aber an die African Time gewöhnt man sich doch zu schnell) war Morning Report, wo sich alle einfinden sollen, um die Patienten zu besprechen. Danach Visite, Operationen, kleine Eingriffe. Um Zwölf Mittagspause bis zwei (African Time eher halb drei) und danach vor allem Ops oder kleine Eingriffe. Wenn es mal nichts zu tun gab, saßen wir mit den Pflegesüßlern auch stundenlang da und haben gequatscht-

über Deutschland, Malawi, unser Leben, unsere Träume, Kulturen, Frisuren oder uns wurde Chichewa beigebracht.

Außerhalb des Krankenhauses haben wir an den Wochenenden immer etwas unternommen, weil einem sonst doch schnell die Decke auf den Kopf fällt.

Das Wohnhaus fehlt mir heute noch- es ist sehr einfach, aber gleichzeitig unfassbar gemütlich. Molly, unsere Köchin, hat uns zweimal am Tag mit dem weltbesten Reis und Gemüse empfangen. Mit Diätplänen sollte man also nicht nach Malawi aufbrechen- fünf Liter Öl waren nach vier Wochen von unserer Köchin verbraucht und da ist die Margarine noch nicht mal mit eingerechnet ;)

Meine Eindrücke vom Land sind zu bunt, um sie jetzt hier gut unterbringen zu können. Und das Schöne ist ja auch, sich diese selbst zu machen.

Im Großen und Ganzen fand ich meinen Aufenthalt durchwegs positiv. Aber natürlich gab es auch negative Erlebnisse. So wird man leider des Öfteren als wandelndes Portemonnaie missverstanden. Die Kinder grüßen einen mit ‚give me money, give me money‘, was einem irgendwann gehörig auf die Nerven geht und man ist nie alleine. Das kann schön sein, weil man oft besucht wird und sich willkommen geheißen fühlt. Das kann aber auch sehr nervig sein, wenn man einfach mal seine Ruhe haben und irgendwo sitzen möchte und sich eine Handvoll Kinder vor einem gruppieren, sich setzen und einen unverhohlen einfach anstarren. Nicht nur ich habe mich oft gefühlt wie ein Tier im Zoo. Jeder Schritt wird beobachtet und ehe man sich versieht weiß das ganze Krankenhaus, dass man auf dem Markt heute neun Eier gekauft hat. Am Ende bleibt einem nichts anderes übrig, als es mit Humor zu nehmen und sich darauf zu freuen, in der Heimatstadt wieder ein Mensch unter vielen zu sein.

Ich für mich kann nur sagen- meine Erwartungen wurden allesamt übertroffen. Es war eine der besten Entscheidungen überhaupt diese Famulatur zu machen, vor allem auch alleine. Insofern würde ich mich immer wieder so entscheiden. Ich hatte aber auch das Glück ganz besonders tolle Menschen dort kennen zu lernen- sowohl im Krankenhaus, als auch die beiden Famulanten, die ich dort getroffen habe. So ein Glück kann ich nur jedem wünschen, der sich zu so einer Reise entschließt!